

## EINLEITUNG

Stylisten, Stilberater, Stilbücher und Stilregeln – Stil hat Konjunktur. Wer will schon *geschmacklos, abgeschmackt, formlos, albern, gemein, gewöhnlich, kitschig* oder *platt*, um nur einige Synonyme für das vernichtende Attribut „stillos“ zu nennen, daherkommen? Eine rhetorische Frage. Natürlich niemand. Spätestens seit den 60er Jahren ist es allerdings auch nicht mehr besonders en vogue, „vornehm“ zu erscheinen. Allzu oft klingt da ein Hauch von Dünkel, Hochnäsigkeit und Abgrenzung mit, von versteinert-elitärem Konservativismus, der mehr Wert auf die Bewahrung eines erreichten Status als auf sich frei entwickelnde Individualität legt, was letztlich so gar nicht mit dem von nahezu jedem erstrebten „Stil“ zusammenpassen will. Was genau ist eigentlich Stil? Wer legt seine Regeln fest und woran erkennt man ihn, ohne zuvor auch nur einen Stilratgeber gelesen zu haben? Ein Beispiel aus dem Mutterland des Stils soll uns einleitend helfen zu erkennen, dass das alles gar nicht so einfach ist.

Es ist die wohl gemeinste „urban legend“ im englischsprachigen Raum und bestimmt ist kein wahres Wort daran: Über Baroness Thatcher, die frühere englische Premierministerin, welche besser bekannt ist als „die eiserne Margret“, wird nämlich hinter vorgehaltener Hand gewispert, dass sie sich zwar mit ungeheurem Ehrgeiz all jene Attribute angeeignet habe, welche in England die Zugehörigkeit zur „Upper Class“ manifestieren: Akzent, Dresscode und Manieren, deren annähernd wichtigste

Regel wiederum ist, niemals in Gesellschaft über Politik, Religion, Sex, Körperausscheidungen oder ekelerregende Krankheiten zu smalltalken. Doch trotz ihrer unbestreitbaren politischen Bedeutung und selbst nach ihrer Erhebung in den Adelsstand durch Königin Elisabeth II. soll es ihr nicht gelungen sein, Teil jenes fast undurchschaubaren Systems zu werden, welches nach wie vor im Verdacht steht, den europäischen Stil zwar nicht erfunden, so doch bis in kleinste Details entwickelt zu haben. Der Grund dafür klingt ebenso absurd wie skurril: Baroness Thatcher soll nämlich stets, wenn sie jenes Örtchen besuchte, auf welches sich selbst die Queen zu Fuß begibt, zartbesaitet von „toilet“ gesprochen haben. Wer in England zur „vornehmen Gesellschaft“ gehören will, sagt jedoch „loo“, also schlicht und brutal: Klo. Alles andere ist no-go.

Ob die Geschichte nun stimmt oder nicht – ihr Kern ist wahr. Durch nichts kann man sich in England „stilvoller“ ins gesellschaftliche „out“ katapultieren als durch falsche Ausdrücke. Lange habe ich darüber nachgedacht, warum jene, die sich zur englischen Oberschicht zugehörig fühlen, dieses delikate Thema betreffend einen derart rüden Sprachstil pflegen. Nancy Mitfords Erklärung, dies sei auf eine Grenzziehung des englischen Adels gegenüber der aufkommenden „feinen“ Bourgeoisie zurückzuführen, konnte mich nie wirklich überzeugen, da sich die englische Oberschicht ja nicht nur aus der Aristokratie zusammensetzt. So brach ich also kürzlich mutig ein strenges Smalltalk-Tabu (das stilistischen Sprengstoff beinhaltende Mobiliar dient ja bestimmten Körperausscheidungen und gilt deshalb dem gängigen Stil-Kodex zufolge nicht als geeignet für Tischgespräche). Ich fragte bei einem Essen in der Normandie kurzerhand meinen

Tischherrn, einen englischen Lord, warum wohl der Gebrauch des unschuldigen Wörtchens „toilet“ derart ausgrenzende Kapazitäten beinhalte. Er runzelte kurz die Brauen und verblüffte mich dann mit der denkbar einfachsten Antwort: „Because it is French!“ Was wie das Ei des Columbus klingt – darauf wäre ich nie gekommen. Die Wurzeln dieser sprachlichen Ablehnung reichten, wie der Lord auf meinen überaus verblüfften Gesichtsausdruck hin weiter ausführte, zurück in die Zeit, als im Jahre des Herrn 1066 der Normanne Guillaume, besser bekannt als William der Eroberer, seinem Namen alle Ehre gemacht und England unterworfen hatte. Mit diesem historischen Ereignis, von dem der prachtvolle Wandteppich im französischen Bayeux noch bilderreich erzählt, änderte sich das Leben des Ur-Inseladels eklatant. Seine Ländereien wurden komplett enteignet und an normannische Ritter als Lehen übergeben, welche dann den „neuen Adel“ Englands begründeten. Französische Elemente in die englische Sprache einzubringen – was in anderen Ländern durchaus elegant und stilvoll daherkommt! – gelte, so der normannengeschädigte Lord beim Diner in der Normandie, für die damals lädierten Familien als neureich und anbiedernd. Viele Engländer aber – ob „neu“-, klein- oder überhaupt nicht adlig – übernehmen bis heute diesen recht abgefahrenen, uralten Sprachkodex, um so vom ungebrochenen Nimbus der ältesten Familien des Landes profitieren – und Unwissende recht bequem ausgrenzen zu können. Wer also in England „toilet“ statt „loo“, „pardon“ statt „sorry“ und „serviette“ statt „napkin“ sagt, gilt als „out“ – auch wenn nur die wirklichen „Insider“ wissen, warum das eigentlich so ist. „Vornehm geht die Welt zugrunde“ – besser kann man es kaum illustrieren: Der englische Uradel, vor

tausend Jahren entmachtet und bestohlen, gibt bis zum heutigen Tag vor, wer vornehm ist und wer nicht. Solche Beständigkeit hat Stil.

Das englische Beispiel zeigt aber, dass es ziemlich sinnlos ist, kaum nachvollziehbare Gruppenzusammenghörigkeitsriten in der Hoffnung für sich zu adaptieren, dadurch selbst stilvoller zu wirken. Man kann dabei leicht Fehler machen und schlimmer: In den Augen derer, die wirklich zu der besagten Gruppe gehören, macht man sich eigentlich lächerlich, wenn man ihre Traditionen ahnungslos übernimmt, um mehr zu scheinen, als man ist. Der nächste Fehltritt lauert bereits erbarmungslos. Besser ist es, selbst Stil zu entwickeln. Denn – zumindest wird das die These dieses Buches sein – Stil hat nichts mit Klassen zu tun, nichts mit Abgrenzung und auch relativ wenig mit „feinem“ Benehmen, das sich schließlich über die Jahrhunderte eklatant verändert. Im 18. Jahrhundert galt beispielsweise in Frankreich die Mode, seinen Kaffee aus der Untertasse zu schlürfen, als Gipfel aristokratischer Eleganz. Als sich dieser Ausweis von „Vornehmheit“ schließlich bis ins abgelegenste Bauernhaus herumgesprochen hatte und fast überall in Europa (außer in England, natürlich) nachgeahmt wurde, war sie in der französischen „höheren Gesellschaft“ längst passé und Zeichen besonderer Peinlichkeit. Man sieht, auf Benimmregeln – auch auf aristokratische – ist in der Regel kein dauerhafter Verlass. „Stil“ ist hingegen eine völlig andere Kategorie.

Dies verstand ich ganz neu, als neulich jemand beiläufig davon erzählte, eine religiöse Andacht sei überaus „stilvoll“ gewesen. Ich fragte verblüfft nach, was „Stil“ in diesem Zusammenhang wohl bedeuten könne. Die Antwort

überzeugte mich sogleich von innen heraus – und zwar in einem umfassenden Sinn: „Es geht um Harmonie – daran orientiert sich nicht der Stil, sondern sie ist das Ziel des Stils.“ Eine wirklich feinsinnige Definition, für die ich an dieser Stelle dem Seminaristen Markus Schmitt sehr danken möchte und welche Erwägung auch in einem größeren als allein dem liturgischen Kontext verdient. „Stil“ wäre danach eine große Bewegung hin auf das Ziel, welches der Philosoph Plotin wohl mit „das Eine“ bezeichnet hätte. Vollkommene Harmonie. Stil „macht“ keine Leute – sondern führt sie zu einer universalen Bestimmung. Wünschen wir uns nicht alle im tiefsten Herzen Gleichklang mit „Gott und der Welt“ und vor allem mit den Menschen, denen wir in den unterschiedlichsten Kontexten begegnen? Wir werden sehen, dass Stil in diesem „zeitlosen“ Sinne durchaus auch ein Korsett von Regeln benötigt. Diese orientieren sich aber nicht an Konventionen, die heute „in“ und morgen „out“ sein könnten, sondern an universalen Werten. Sie sind zeit- und modeunabhängig. Sie dienen weder dem Hedonismus noch dem Selbstbewusstsein, dem persönlichen Fortkommen und am wenigsten der Abgrenzung in Form einer „splendid isolation“. Wenn Stil gleichsam das Vehikel ist, mit dem umfassende Harmonie zu erreichen ist, dann muss er unabhängig von Klassen, Herkunft, finanziellen Möglichkeiten oder zeitgebundenen Benimmregeln anstrebbar sein und eine Tiefe aufweisen, die jenseits von modischem, teurem, historischem oder abgrenzend-unerlernbarem Schnickschnack liegt.

Obwohl der Adel – wie auch alle anderen gesellschaftlichen Gruppierungen – durchaus seine nach dieser Definition „stillosen“ Abgrenzungen pflegt, wird ihm

verblüffenderweise immer noch eine besondere Qualifikation zugetraut, über „Stil“ zu sprechen, respektive zu schreiben. Wenn auch wöchentlich die bunten Gazetten in Großbuchstaben über bestimmte Aristokraten berichten, welche ihre Notdurft an Ausstellungsgebäuden verrichten, mit Löchern in den Strümpfen in Moscheen abgelichtet werden oder öffentlich ihre Ehepartner betrügen, wird dem Adel doch immer noch eine gewisse Stilkompetenz zugewiesen, ungeachtet der Tatsache, dass es kaum eine Bevölkerungsschicht geben dürfte, die weniger über Stilfragen nachdenkt als diejenige, in welche ich zufällig hineingeboren wurde. Vielleicht ist der größte Vorteil des Adels bei diesem Thema die seit Jahrhunderten kultivierte Leidenschaft für den Tanz. Denn das Erlernen von Stilbewusstsein ist in der Tat wie das Einüben eines komplizierten Reigens, dessen Beherrschung einige feste Regeln benötigt. Oft kommt man auf dem Weg zur angestrebten Meisterschaft ins Stolpern, aber die Mühe des Weiterübens lohnt sich für den Moment, in dem der Tanz leichtfüßig und scheinbar ohne jede Anstrengung gelingt. Stil führt Menschen harmonisch zusammen, bereitet allen Beteiligten Vergnügen und entfaltet schließlich bei Könnern seinen Charme durchaus auch in der Improvisation. Die Musik repräsentiert im Vergleich von Stil und Tanz das universale, harmonische Prinzip, dem der Stil als Lebenskonzept folgt. Kein Wunder, dass gerade Taktgefühl die wichtigste Voraussetzung nicht nur beim Tanzen, sondern auch für den Stil ist.

Der Richtung nachzugehen, auf deren Ziel hin echter Stil gerichtet sein soll, wird also Inhalt dieses Buches sein. Dabei will ich mich keineswegs als kasuistischer „Tanzmeister“ aufspielen. Dieses Büchlein soll eher ein Notbe-

helf, ein Hilfsmittel in der Einübung des Stils oder einen Weg der vorläufigen Annäherung darstellen. Wie könnte es auch mehr sein? Wer Tanzanleitungen schon für den Tanz selbst hält, fiele einer traurigen Verwechslung von Modell und Wirklichkeit zum Opfer. Der zudringlich erhobene Zeigefinger vieler Stilbücher scheint mir ein Ausdruck davon zu sein, dass das Verständnis vom Wesen des Stils weitgehend abhanden gekommen ist. Ein Stilbuch, das Verbots- und Warntafeln aufstellt, verkennt nämlich das Maß jeden Stils: die Klugheit des sich mündig entscheidenden Menschen. In diesem Falle – des Lesers. *„Klugheit ist die helle Entschlossenheit dessen, der sich dafür entschieden hat, die Wahrheit zu tun“*, sagte der Philosoph Joseph Pieper, dem ich – obwohl ich nicht einmal weiß, ob er gerne tanzte – viel von dem verdanke, was ich über das Wesen des Stils erahne. Aber auch ich bin noch auf dem Weg des Tanzschülers – begeben wir uns also gemeinsam auf das Parkett des „Stiltanzes“.